

(Nachdruck verboten.)

24]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Die Burgl trieb es unterdes rastlos im Hause hin und her. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Es gab nur zwei Wege: die Wahrheit rückhaltlos gestehen oder die Lüge mit eisernem Willen festhalten.

Was war denn eigentlich so Schlimmes an der ganzen Geschichte? Daß sie den Nachbarn vor großer Schand' bewahrte, ohne damit irgend jemand einen Schaden zuzufügen! Für vierhundert Mark war er doch gut. Sie hatte ein schönes Vermögen mitgebracht in die Ehe, das ihr Eigentum war nach dem Vertrag. Also konnte auch von einem Diebstahl nicht die Rede sein. Was lag denn an der äußeren Form? Die war eben notwendig, um zum Ziele zu gelangen.

Wäre der Bauer nicht durch den Alten auf die unglückliche Idee gebracht worden, noch diesen Abend nachzusehen, hätte den andern Tag ein Hammerschlag jede Spur verwischt. In einer Woche hätte sie sich unter irgend einem Vorwand den Kassenschlüssel verschafft, den er ihr ja nie verweigerte, und die Summe wieder hingelegt.

Ihr Entschluß war gefaßt, alles zu bekennen. Was wollte er denn, als einen Tag lang poltern? Das hatte er schon oft gethan.

Aber immer wieder erfaßte sie der Gedanke an das Motiv; nicht Lenz, sondern Urbans flehende Gestalt trat vor sie hin, nicht Lenz, sondern Urban selbst flüsterte die ihre Seele versengenden Worte: „I krieg's net aussa aus 'n Herz'n — 's macht mi verrückt!“

Da sprang sie jäh auf. „Nimma darf er's erfahr'n, liab'r all's verjuach'n. Zu beweis'n is ja am End nix.“

Wenn sie nur dem Lenz eine Warnung zukommen lassen könnte. Aber gerade er war nirgends zu sehen, um so mehr Urban, welcher sich auffallend im Schfeld des Achenbacherhofes zu schaffen machte, sich wiederholt dem Zaun näherte, offenbar in der Absicht, seinen Dank bei ihr anzubringen.

Jedoch sie fürchtete sich davor. Um keinen Preis hätte sie sich sehen lassen. Aber die Unruhe dieses Mannes, dieses ständige Drängen nach ihr, die ständige Beschäftigung mit ihr, eben dieses „Netaussakriag'n aus 'n Herz'n“ hatte für sie einen prickelnden Reiz.

Sie dachte darüber nach, wie schal und freudlos doch ihr Leben wär' ohne all dem, und vergaß darüber ganz die Situation. Ein Anblick, der ihr den Angstschweiß auf die Stirn trieb, brachte dieselbe in ihr Gedächtnis zurück.

Den Abhang herauf über die Freie, gerade auf das Lehneranwesen zu, kamen zwei Männer, die sie gar nicht beachtet hätte, in ihre Gedanken versunken, wenn nicht ein Gefunkel und Aufblitzen bei dem rückwärts Gehenden, von seinem Vordermann fast Verdeckten, aufgefallen wäre.

Als sie genauer hinblickte, konnte sie nicht mehr zweifeln, ein Gendarm war's, und der Vordermann — der Achenbacher! Noch immer hoffte sie, sie würden sich zuerst hierher wenden, um den Augenschein aufzunehmen am Thatorte. Aber vergeblich! Sie kamen direkt auf den Lehnerhof zu wie das Verhängnis. Sie hatte nicht einmal die Kraft, zu rufen. Sprachlos sah sie beide im Lehnerhof verschwinden. Was jetzt?!

Lenz war als Wilderer wiederholt vorbestraft, möglichst schlecht beleumdet. Man wird mit ihm wenig Umstände machen. Das beweist ja schon das rückwärtslose Vorgehen des Gendarmen. Braucht nur noch Resl eine Aussage gegen ihn zu machen, dann bleibt ihm nichts übrig, als den wahren Thatbestand aufzuklären. Was sollte ihn denn davon abhalten? Und dann — die zwei haßerfüllten Männer einander gegenüber!

Sie beugte sich zum Fenster hinaus und horchte. Kein Laut drang herüber. Auf dem Dache schnäbelten die Tauben, in den dünnen Nestern der Bäume zeterten die Stare, und das Sonnenlicht spielte gar lustig über die dunkelbraunen Verschaltungen herab, zwischen den feingegliederten Altanen hindurch, und unter ihr auf der Hausbank sah der Großvater in wohligerem Halbschlaf, das schneeweisse Haupt vom Frühlingsgold überrieselt, als hätte sich nichts ereignet.

Dieses Glück, diese Wonne rings umher erfüllte sie mit

Grimm. Sie allein war ausgeschlossen von jeher, für sie gab es keinen Frühling, keine Sonne, ewigen Winter und Sturm und schwüle Gewitter. Alles schlug ihr zum Unheil aus. Ein dunkles Verhängnis führte sie gewaltfam, ob sie wollte oder nicht. Wie gestern! Wollte sie ihren Mann berauben? Die Truhe sprengen? Sie dachte nicht daran. Das kam alles so von selbst ohne ihr Zuthun, und sie ließ es willenlos geschehen. Was nahm ihr denn nur die Kraft des Widerstandes? Sie war doch sonst kein schwaches Weib.

Dauerte das lang! Sollte sie fürchten oder hoffen? Wenn das Schlimmste doch ausbliebe! Nicht den leisesten bösen Gedanken wollte sie mehr hegen.

Dieser Mensch, der so weit gesunken war, daß er einen Eingriff in eine ihm als Bürgermeister anvertraute Kasse machte, der an der Schwelle des Zuchthaus stand, und Lorenz, der Mann der Rechtlichkeit, des allgemeinen Ansehens, stolz, trotzig wie sie selbst! Wie es nur möglich ist? Sie, eine gereifte Frau, die Mutter eines erwachsenen Sohnes, und — doch — doch —

Jetzt hörte sie Stimmengewirr von drüben. Eine Thür wurde heftig zugeschlagen, und zwischen den Bäumen lief jemand herzu — Resl.

Die Entscheidung nahte. Was wollte das Mädel bei ihr? Kaum hatte sie die Kraft, die Stiege hinabzugehen. Da stand das Resl schon, atemlos, bleich, verwirrt.

„Hab Erbarmen, Bäuerin, komm! Komm schnell! Du kannst das net woll'n —“ Resl rang verzweifelt die Hände.

„Was denn? Red do vernünft!“

„Daß mein Vat'r verhaft'n, weg'n — o, i kann's ja gar net sag'n — es muoß ja an Irrtum sein —“

„Dein Vatern? Den Lenz willst sagen,“ drängte Burgl.

„Den Lenz a. Er soll's ja gethan hab'n und der Vater — i versteh's ja net a so, soll halt g'wißt hab'n davon — Sie haben 's Geld g'fund'n, aber 's kann ja net sein — kennst 'n ja selb'r, den Vat'r. Komm nur grad und hilf ihm! I weiß ja, Du bist ihm guat. Er überlebt net die Schand! Erbarmen, Bäuerin, Erbarmen!“

Das erregte Mädchen fiel auf die Kniee vor ihr, zerrte an ihrem Rock.

In den regungslosen, strengen Zügen Burgls war kein Mitleid zu lesen.

„Und was sagt der Lenz? Der Vater?“ fragte sie, sich am Stiegegeländer haltend.

„Das net wahr is. Aber wenn halt all's dagegen redt! I selb'r! Man muoß ja z'lezt glaub'n.“

„Und was soll i dabei thuan?“ fragte Burgl.

„Das weiß i selber net, aber 's is mir grad komma, wie a Eingebung — daß Du do vielleicht helf'n könntst — mein Gott, es wird ja eh' z'spät sein —“

Burgl atmete schwer auf, dann machte sie eine energische Bewegung.

„Geh weiter, i komm'! Geh!“ fügte sie, mit dem Fuße stampfend, hinzu, da Resl zögerte.

In der Stube des Lehnerhofes sah Urban zitternd vor Erregung an dem Tische, auf dessen glänzender Marmorplatte in ein Zeitungspapier gewickelt das Ergebnis einer kurzen Suche des Kommandanten war. Dreihundertundachtzig Mark in Gold. Sie lagen ganz offen im Wandschrank, worin sie Urban gestern abend noch gethan. Das zu den vierhundert noch fehlende Goldstück zog Lorenz höhntisch lachend aus der Tasche. Es war das auf dem Boden vor der Truhe gefundene — ein schlagender Beweis.

Die schwache Regung des Mitleids war bei dem Achenbacher rasch gewichen und hatte der heilen Empörung Platz gemacht über die schmachvolle That eines Standesgenossen.

Nur der Kommandant zweifelte jetzt mehr wie je an der vollen Schuld des Angeklagten.

Ein Dieb hätte schwerlich das Geld in den Wandschrank gelegt, auf den ersten Griff erreichbar — vor allem nicht Lenz, dessen Schlaueheit er kannte. Auch das Benehmen des letzteren fiel ihm auf. Er nahm wiederholt den Anlauf, etwas zu sagen, und schien nur unter einem drohenden Blick des Lehner zu schweigen, welcher hartnäckig jede nähere Auskunft über die Geldsumme verweigerte.

Noch einmal drängte er in ihn. „Geben Sie mir irgend eine Auskunft über das Geld, und ich gehe sofort und überlasse dem Gericht alles weitere. Wenn Sie mir dieselbe verweigern, bin ich nach der Verordnung verpflichtet, Sie sofort zu verhaften. Bedenken Sie das Aussehen, die Schande!“

„Er gebat' schon, wenn er nur könnt.“ Lorenz sprach diese Worte mit immerer Genugthuung. Seine dunkle Furcht vor einer Lösung, die ihm nur unklar, aber um so schreckhafter vorschwebte, war längst gewichen. „Den möcht' i sehn, der da net redt, und wenn's Leb'n gelat vom besten Freund,“ setzte er in kühner Herausforderung dazu.

Urban warf ihm einen haßerfüllten, verächtlichen Blick zu. „Was weiß denn so einer wie Du, den kein Mensch leid'n kann, von an Freund!“

Der Hieb saß.

„Werd'n Dir a nimma weit nachlauf'n, Deine Freund, net mal bis zur Thür vom — Zuchthaus!“ rief er, dunkelrot im Gesicht.

Urban war bei dem furchtbaren Klang des letzten Wortes aufgesprungen, wie um sich auf ihn zu stürzen.

Der Kommandant trat dazwischen.

Urban ließ erschöpft das Haupt sinken, und die eben noch in jähem Zorn gespannten Muskeln erschlafften.

„Hilf'n S' mi ab, wenn's sein muas,“ brachte er mit halb ersticker Stimme hervor. „Sonst giebt's no an Unglück.“ Der Achenbacher selbst hielt den Blick nicht aus, der ihn jetzt traf.

Urban nahm den Hut vom Nagel und stülpte ihn auf. Sein Auge schweifte noch einmal mit einem wehmütigen Blick durch das ganze Zimmer.

„In Gottes Namen!“ sagte er dann, mit beiden Händen die hoch sich wölbende Brust umspannend, und schritt gegen die Thüre.

„Halt!“ schrie plötzlich Lenz, welchen der Gendarm in persönliche Hut genommen hatte.

„S' erklär' mi —“

Da wandte sich Urban mit einer jähen Bewegung um. „S' rat' Dir!“ drohte er.

Lenz verstummte, sah sich duckend.

Urban wollte eben die Thüre öffnen, da prallte er förmlich zurück — Burgl trat ein!

Prächtig anzusehen wie noch nie in ihrer bleichen, starren Herrlichkeit, mit dem festen Entschluß der Sühne auf der ehernen Stirn. Jede Muskel, jede Sehne gespannt gegen jede Anwendung von Schwäche. Das angsterfüllte, verweinte Gesichtchen Resls, welches dahinter erschien, diente ihr nur zur Folie.

Die unangreifbare Wahrheit selbst trat herein, kein Anwesender zweifelte daran, vor allem Lorenz nicht, in dessen vorahnender Brust alle Dämonen wilder Leidenschaft ihre Fesseln abstreiften bei dem Anblick seines Weibes. Burgls Blick suchte ihn.

„S' hab' mit Dir allein z'red'n, Achenbacher,“ sagte sie furchtlos.

„Mit mir allein?“ Lorenz trat dicht vor sie hin, ohne daß sie einen Schritt zurückwich. „In der Sach? Das wüht' i net, was des sein kunt. Nur 'raus mit der Sprach!“

„Willst Du's wirkli so hab'n?“ fragte sie noch einmal warnend. „'s hört si manches besser an zwischen zwoa allein!“

Ihre Brust ging hoch, die sonst so blühend roten Lippen waren weiß.

„Red, sag' i!“ knirschte der Achenbacher, während seine Brust sich stürmisch hob.

„Guat!“ Burgl stieß den Atem aus. „Die zwei san völlig unschuldi.“ Sie wies auf Lenz und Urban. „S' selb'r hab' —“ sie rang nach Atem — „dem Lenz — gestern abend — das Geld —“

Da wirbelte sie schon durch die Stube. Ein dumpfes Poltern, ein Aechzen — blutüberströmt sank sie an der Wand zusammen, und vor ihr stand noch immer, die Faust erhoben, welche sie niedergestreckt, Lorenz, schäumend wie ein wildes Tier.

„S'tohl'n hast as, Dirn, elende!“ brüllte er, „Schandweib, für Dein' Schaz g'tohl'n!“

Von neuem wollte er auf die am Boden Liegende eindringen, da fühlte er sich selbst von zwei kräftigen Armen umfaßt und festgehalten — Urban war's.

„Eigentli sollt ma Di mit einmal unschädli macha wia a wütend's Tier,“ jagter dieser, empört von dem Auftritt, von Mitleid gegen Burgl, welche für ihn litt, von Haß gegen den Achenbacher ganz erfüllt. Der Gendarm mußte Lorenz mit Gewalt der eisernen Umhüllung Urbans entreißen.

Unterdessen hatte sich Burgl langsam erhoben. Schweigend wischte sie mit der Fläche der Hand über die blutende Wange, schweigend betrachtete sie die rotgefärbte Rechte. Schweigend, abschahl, mit einem erloschenen, ausgebrannten Blick wies sie dieselbe Urban.

Sie senkten nur einen Moment die Augen in einander, während Lenz die blutige Hand ergriff und dieselbe drohend gegen Lorenz erhob.

„Des is das dritte Mal seit an Jahr, daß Du Bluat vergiaßt! Jetzt gieb Obacht, Achenbacher!“

Lorenz verdunkelte von neuem der Zorn die Neue, als er den Spießgesellen seines Weibes gleichsam als deren Beschützer sich aufspielen sah. Der Gendarm, für welchen für den Augenblick die Sache völlig erledigt war, mußte ihn gewaltfam fortführen.

Urban wollte Burgl zurückhalten, in der Furcht neuer Mißhandlungen, die ihr bevorstanden. Doch sie schüttelte energisch das Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Drachtlose Feuermeldung.

Es mag mit dem dauernd zunehmenden Gebrauch des elektrischen Stromes zusammenhängen, daß größere Brandkatastrophen jetzt nicht mehr so wie früher auf die Jahreszeit beschränkt sind, in der die künstliche Beleuchtung und die Heizung ihre stärkste Anwendung erreichen. In den letzten Wochen haben zwei folgenschwere Brände die ganze Welt und zwei Explosionen zum mindesten größere Kreise in Aufregung versetzt; die letzteren beiden sind an zwei aufeinander folgenden Sonntagen in Berlin eingetreten. Solche Ereignisse setzen neben vielen andren Fragen auch die nach der Zweckmäßigkeit und Hülflosigkeit der jetzt in Anwendung befindlichen Feuermelder auf die Tagesordnung. Die bisherigen Verfahren zur Feuermeldung sind dreierlei: telephonische, telegraphische und selbstthätige. Die Telephonie hat den Vorteil, von jedermann benutzt werden zu können, aber sie gestattet keine Kontrolle. Die Telegraphie kann nur von gelehrten Telegraphisten ausgeübt werden. Die selbstthätigen Signale würden an sich die beste Gewähr für rechtzeitige Feuermeldung bieten, aber da man sie bisher auch nur durch Vermittelung von Drähten hat ins Werk setzen können, so wird ihr Wert beeinträchtigt, wie einige Feuersbrünste in Belgien bestätigt haben, bei denen die Drachtleitungen durch den Brand zerstört waren, ehe noch der selbstthätige Feuermelder seine Schuldigkeit hatte thun können.

Der Kommandant der Feuerwehr in Neapel war der erste, der die Anregung zur Anwendung der drachtlosen Telegraphie für eine selbstthätige Feuermeldung gab, und zwar wandte er sich an seinen Landsmann Guarini, der sich bereits durch viele erfolgreiche und originelle Versuche mit drachtloser Telegraphie einen Namen erworben hatte. Guarini scheint jetzt, wie seine vor einer Anzahl hervorragender Fachleute ausgeführten Experimente erwarten lassen, die wichtige und schwierige Aufgabe in einer auch für die Praxis wertvollen Art gelöst und einen Apparat geschaffen zu haben, der zum mindesten vorläufig den zuverlässigsten Feueralarm vermitteln würde, der sich denken läßt.

Die fraglichen Versuche sind in Brüssel zwischen zwei in erheblichem Abstand von einander befindlichen Flügeln eines Gebäudes mit vollem Erfolg ausgeführt worden. Der Apparat besteht in der Hauptsache aus folgenden Teilen: Zunächst ist da ein Quecksilber-Thermometer, in dessen Nöhre von außen her an bestimmten Stellen kleine Platindrähte eingelassen sind. Mindestens müssen solcher zwei vorhanden sein, nämlich einer unten in der Nöhre des Thermometers, der andre in der Höhe des Temperaturgrades, der als kritischer Punkt mit Rücksicht auf den Ausbruch eines Brandes angenommen werden kann. Guarini hat ihn auf 53 Grad Celsius angesetzt, eine Temperatur, die in der That in einem geschlossenen Raum schwerlich aus anderer Veranlassung als durch den Ausbruch eines Feuers herbeigeführt werden kann. Selbstverständlich steht dem nichts entgegen, unter besonderen Verhältnissen, beispielsweise in einer Fabrik, wo höhere Temperaturgrade infolge der Nähe von Maschinen und Kesseln als normal gelten müssen, den kritischen Punkt bei dem zum Feuermelder gehörigen Thermometer höher zu legen. Wenn das Quecksilber infolge einer ungewöhnlichen Temperatursteigerung den fraglichen Punkt und damit die in die Nöhre eingelassenen Platinspitzen erreicht, so wird ein elektrischer Stromkreis geschlossen, der einen Apparat zur Entsendung elektrischer Wellen in Thätigkeit setzt. Besonders sinreich ist das von Guarini gewählte Mittel, den Apparat selbstthätig eine Depeche ausenden zu lassen, die genau den bedrohten Ort angiebt. Sobald das Thermometer den Strom in Thätigkeit setzt, wird nämlich ein metallenes Rad freigegeben, das mit seinem Rand aus einer metallenen Schiene schleift. Der Rand des Rades trägt nun eine Reihe von teils schärferen, teils breiteren Zähnen, die den Strichen und Punkten der telegraphischen Zeichen entsprechen. Wenn sich das Rad nun, durch ein Uhrwerk bewegt, über die Schiene hinwegdreht, so treten in den Lücken selbstverständlich immer Unterbrechungen des Stromes ein und machen die von

den Zähnen des Rades bewirkten Stromschlüsse je nach ihrer Dauer als Striche und Punkte kenntlich. Es entsteht demnach eine Folge von Strichen und Punkten, die nach dem Morse-Alpha bet eine Depesche mit den nötigen Worten zur Bezeichnung des Ursprungs-ortes liefern. Uebertragen wird das Telegramm durch einen nach den üblichen Grundfäden zusammengestellten Sende-Apparat für elektrische Wellen. Das Thermometer kann auch mit mehreren Kontakten übereinander versehen sein, damit der Fortschritt des Brandes durch eine Wiederholung der Meldungen kenntlich wird. Der Empfangsapparat ist mit drei Arten von Signalen versehen: erstens mit einem Morse-Telegraphen, der selbstthätig die empfangenen Depeschen aufzeichnet; zweitens mit einem Lichtsignal, einer elektrischen Lampe, die beim Empfang des Telegramms aufleuchtet; drittens mit einem hörbaren Signal, einer elektrischen Glocke, die zur selben Zeit in Thätigkeit tritt. Außerdem hat Guarini noch ein viertes Signal vorgeesehen, durch das der Wächter, falls er etwa eingeschlafen sein sollte, durch einen elektrischen Schlag geweckt wird.

Der Apparat ist so wenig umfangreich, daß er sogar tragbar eingerichtet werden kann, auch sind zu seinem Betrieb starke elektrische Ströme nicht notwendig. Guarini schlägt vor, einen Empfangsapparat von geringer Wirksamkeit in nächster Nähe des Sende-Apparats aufzustellen und dann an den verschiedenen Feuerwehroposten weitere, die das Telegramm selbstthätig wiederholen.

Um die Apparate möglichst lange vor der Zerstörung durch einen Brand zu schützen, werden sie in Büchsen eingeschlossen und durch eine Umhüllung unverbrennbarer Stoffe geschützt. Gleichzeitig kann die Einrichtung vorgeesehen werden, daß die Bewohner des betreffenden Hauses durch elektrische Glocken alarmiert werden. Ist dann die Hilfe der Feuerwehr nicht mehr nötig, so kann die selbstthätige Meldung unterbrochen werden; selbst wenn die Feuerwehr bereits unterwegs ist, könnte sie zur Umkehr veranlaßt werden, wenn sie auf ihren Wagen einen Empfangsapparat für drahtlose Telegraphie hätte, wie er von Marconi bereits auf den Kriegszweck bestimmten Kraftwagen angebracht worden ist. Die bei den Versuchen in Brüssel anwesenden Sachverständigen haben an dem Apparat von Guarini ein lebhaftes Interesse genommen.

Einer der hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie, Professor Tommasina, hat die Anwendung der neuen Erfindung zunächst für abseits gelegene Gebäude und Fabriken sowie für ausgedehnte Kolonialfarmen empfohlen. Es wird behauptet, daß die sonst bei der drahtlosen Telegraphie hervorgetretenen Mängel bei der Thätigkeit dieses Feuermelders keine Rolle spielen dürften, da die Uebertragung immer nur auf kurze Entfernungen zu erfolgen hat. Deshalb wird es auch nicht nötig sein, für die Uebermittlung der elektrischen Wellen Leitungsmaste von besonderer Höhe anzuwenden, die in geschlossenen Räumen schlecht unterzubringen wären. Auch Störungen durch atmosphärische Elektrizität wäre nicht zu befürchten. Daß genau zur selben Minute oder Sekunde in derselben Stadtgegend zwei Brände ausbrechen, deren drahtlose Meldungen einander stören würden, ist wohl kaum anzunehmen. Guarini meint, daß sein Apparat genau dem entspricht, was bei dem letzten Kongreß für Feuerschutz in London verlangt worden ist. —

Dr. T.

## Kleines feuilleton.

th. Das Feld. Hinter dem roten Hause hörte die Straße auf und das Feld begann. Es war eigentlich kaum noch ein Feld zu nennen. Wüstes Land, das schon lange brach lag, der Bebauung harrend. Hier und da hatte sie schon begonnen. Ungeheuer von Nietskajernen starren mit leeren Fenstern in die Luft. Es war ein elegantes Viertel, das hier entstehen sollte, das zeigte die ganze Bauart.

Vorläufig freilich war von der Eleganz noch nicht viel zu merken. Dürftige Grasnarben und kahle Lehnhügel dehnten sich zwischen und über neugepflanzten Straßen. Wenn der Wind ging, wirbelte er den Staub der Neubauten zu ganzen Wolken zusammen. Sie legten sich auf die paar armseligen Galmei und wandelten ihr frisches Grün in ein häßliches Grau. Sie trieben selbst in die angrenzenden Straßen hinein und überschütteten die Blumen des Ballons mit feinem Puder.

Das Feld war wirklich kein angenehmer Aufenthalt für verwöhnte Seelen. Es schien aber wenig verwöhnte Seelen zu geben hier draußen. Von früh bis spät wimmelte das Feld von Menschen. Morgens schon kamen die Kinder, die kleinen und allerkleinsten, sie molten in dem schmutzigen Müllstaub, als wäre es richtiger Sand; sie bulen, sie bauten Burgen und jagten sich über den freien Platz. Später fanden sich auch die größeren ein. Die rufteten an den Hügelhängen hinunter und spielten Räuber und Stadtsoldat oder Circus, und die Mütter saßen dazwischen und stritten und näherten und warteten die Kleinsten, die noch im Kinderwagen schliefen.

Ein buntbewegtes Bild das Ganze. Darüber hin aber flog der Baustaub und hüllte alles in sein eintöniges Grau.

Die Leute auf dem Felde empfanden ihn kaum, sie empfanden nur die frische Luft, die hier am Ende doch noch frischer war, als zu Hause in ihren engen Hofwohnungen. Die Kinder jauchzten.

Die beiden Damen in der Loggia drüben in dem roten Hause jauchzten nicht. Im Gegenteil, die eine, die zum Besuch gekommen war, klopfte zum Iwer weiß wievielsten Male den Staub von ihrer

eleganten schwarzen Muffenbluse und wandte sich empört zu ihrer Schwester: „Aber hör' mal, das ist ja gräßlich, hier kann man ja kaum sitzen bleiben.“

„Na heinah' kann man es auch nicht!“ Die andre, die als Hausfrau die Wirtin machte und eben den Kaffee auf der Karlsbader Maschine zubereitete, seufzte leicht: „Ja dieser elendhafte Staub. Er kommt sogar bis in die Stuben. Ich muß den ganzen Tag die Mousleaug herunterlassen, sonst verderben mir die Möbel.“

„Das ist auch nicht gesund einzatmen“, entgegnete die andre, „das legt sich ja ordentlich auf die Lungen. Siehst Du, ich muß schon wieder husten.“ Sie räusperte sich. „Nein, Alma, wie Ihr es hier aushalten könnt. Auch 'ne Idee von Fritz, in diese elende Gegend zu ziehen.“

„Na es blieb uns doch schließlich nichts weiter übrig.“ Alma goß der Schwester eine Tasse Kaffee ein. „Gern hab' ich's nicht getan, das laßst Du Dir wohl denken. Aber Fritz mußte doch nah' bei der Fabrik sein. Meine schöne Kantestrase!“ Sie seufzte wieder.

„Und wenn Ihr wenigstens wo anders gemietet hättet, als gerade hier, wo die Wüste beginnt!“

„Na gab es denn dritt in den alten Straßen ordentliche Wohnungen? Such' mal da eine! Es ist doch das Arbeiterviertel, hier ziehen doch erst seit einigen Jahren auch andre Leute her. Drin in den alten Buden kann doch unsereins nicht wohnen.“ Alma machte eine Pause und beschäftigte sich wieder mit der Kaffeemaschine. Dann fuhr sie fort: „Wir waren ja auch nicht hier im Sommer. Bis nach Heringsdorf dringt ja der Baustaub nicht.“

„Nein, Gott sei Dank nicht!“ Die andre lachte. Es war nur schade, daß man nicht länger bleiben konnte. Diese dumme Schule!“ „Ja die dumme Schule!“ Na, die Kinder schide ich nun alle Nachmittag mit der Sonne in den Treptower Park. Sie müßten natürlich fahren, hier weiß man aber doch nicht, wo sie bleiben sollen.“

„Nein, das weiß man allerdings nicht.“

Es entstand eine neue Pause. Frau Alma hatte ein Häfelzeug vorgekommen, die Schwester spielte mit dem Theelöffel, dann horchte sie plötzlich auf: „Was ist denn das?“ Es klang ein Lied von der Straße herauf. Kinderstimmen sangen:

„Es ging ein Bauer ins Holz,  
Es ging ein Bauer ins Kirmesholz,  
Ki la Kirmesholz,  
Es ging ein Bauer ins Holz.“

„Es ging ein Bauer ins Holz.“ wiederholte Frau Alma mit dem Lächeln frühlicher Niderinnerung. „Ah, das ist auf dem Felde!“ Sie standen beide auf und traten an die Brüstung.

Unten auf dem wüsten Platz war das Leben gerade im schönsten Gange. Die kleinen Säger hatten sich angefaßt und hüpfen in großem Kreise um den „Kirmeshauer“ herum. Kinder der Armut waren es, barfüßig, mit zerlumpte Häkchen. Aber ihre Augen strahlten und ihre Stimmen klangen hell. Das ganze „Feld“ horchte auf diese hellen Stimmen. Die Mütter hatten ihre Handarbeit sinken lassen und waren herbeigekommen; die eine ließ ihr Jüngstes auf dem Arm mittanzeln, selbst die wilden Euben oben auf dem Hügel ließen für einen Augenblick die Nutschbahn sein und hörten zu.

„Sieh', wie nett!“ sagte Frau Alma's Schwester. Sie blieb noch an der Brüstung stehen, auch als das Lied verlungen und jeder einzelne da unten wieder bei seiner eignen Unterhaltung war. „Das ist aber ein hübscher Erholungsplatz für die Leute hier.“

„Sie nutzen ihn auch weiblich aus. Manchmal ist es vor Spelafel nicht auszuhalten. Sieh mal da: Heringsdorf-Berlin SO.“ Frau Alma wies auf einen Sandfleck, auf dem die Kinder eben eine Burg erbauten.

„Aun weißt Du, da finde ich nichts bei zu lachen. Das ist doch auch bald wie in Heringsdorf. Die Jöhren liegen im Sande und molten, die reine Sommerfrische! Und kostet keinen Deut. Wie gemächlich die Frauen da drüben lagern. Es ist aber richtig wie am Strand.“

„Bis auf die Luft!“ Frau Alma rümpfte die Nase.

„Na ja, bis auf die Luft, die ist natürlich anders.“

Die Schwester setzte sich. „Aber sag' mal, sonst ist das doch für die Leute herrlich da unten. Sie sind im Freien und die Kinder können spielen. Was wollen sie denn mehr?“

„Wenn man sich's überlegt“, nickte Frau Alma, „sie können gar nichts Besseres verlangen!“

„Es ist ein Idyll, es ist ein ganz reizendes Idyll“, erklärte die Schwester. „Diese armen Proletarierkinder, diese elenden Frauen, da kommen sie nur aus ihren Hofwohnungen und finden hier unten den Sommer und Sommerfreiheit!“

„Gott, Du wirst ja ordentlich begeistert.“ Frau Alma lachte hell auf. „Wenn man Dich so reden hört! Ich werde morgen Märchen und Lotte auch hinunterschicken, dann weiß ich ja gleich, wo sie bleiben sollen.“

„Gott, nein, Alma...“ die andre sah sie verächtlich an. „Alma, ich hoffe doch, Du verstehst mich! Unsere Kinder da unten in den Müllstaub! Ich rede doch auch nicht von unseren Kindern, ich rede doch von — denen armer Leute.“ —

— Humor im Vereinsleben. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Köln geschrieben: Wenn auch das Kölner Adreßbuch etwa 600 Vereine aufzählt, so ist diese Liste, die sich doch immerhin sehen lassen kann, noch bei weitem nicht vollzählig. Viele Vereinen blühen hier noch im Verborgenen, die sich nur dann am Lichte der

Deffentlichkeit zeigen, wenn der verehrte Herr „Trinkrat“ oder die ehrenwerte Frau „Trinkrätin“, so heißen nämlich hier Birt und Birtin, die mit ihren Stammgästen in patriarchalischem Verhältnis stehen, ihre Namenstage feiern. An Tagen, an welchen Heilige im Kalender stehen, deren Namen sich großer Popularität erfreuten, wie z. B. Peter, Wilhelm, Anna, Margarete, Joseph u. a. füllen sich die Spalten der Lokalblätter mit mehr oder weniger poetischen „Glück- und Segenswünschen“ für die Namenstagskinder, wobei nicht selten auch Anspielungen auf das Fächchen Bier nicht fehlen, das die Gratulanten als Equivalent erwarten. Bei diesen Gelegenheiten kommen dann die drolligsten Vereinsnamen zum Vorschein, welche zeigen, daß im Volke noch ein echter Humor vorhanden ist, dem sein Vater selbst zur Zielscheibe dient. Im meisten sind Lotteriegesellschaften unter den Glückwünschenden vertreten, die ein oder mehrere preussische Lose zusammenhalten. Einer, dessen Mitglieder jedenfalls das „Verufen“ scheuen, nennt sich „Mer wessen nitz“ (Wir wollen nichts), ein anderer: „Mer warten et aaf“ (Wir warten es ab), ein dritter „Kann mer nit verlangen“, wieder ein anderer führt den Namen „Pechbögel“, ein fünfter charakterisiert sich mit der Bezeichnung „Quatschöpp“, dagegen will ein anderer offenbar höher hinaus, der sich „Pattwuggel“ (Papierdrache) nennt. Die Lotteriegesellschaft „Ohm Paul“ scheint zur Zeit des Voerentrieges gegründet worden zu sein. Auch einen „Kölner Stelzenklub“ giebt es, der seinen Mitgliedern in seinem Namen den vernünftigen Rat giebt: „Fall nit eraff!“ Eine weitere Gesellschaft, deren Zweck ich aber nicht ergründen konnte, sagt von sich „Mer halden uns domm“, was jedenfalls in diesen Lebenslagen das Beste ist, was man thun kann. Auch die Rauchklubs sind zahlreich vertreten. Die „Blaue Wolle“ ist allerdings nichts Originelleres als das „Gut Holz“ der Kegellubs und das „Gut Flug“ des Militär-Briefstaubenvereins. Der Rauchklub „Mede Pief“ (Irdene Pfeife) zeigt dagegen an, daß die Mitglieder noch an bewährten Alten festhalten und von der modernen Cigarre oder gar Cigarette nichts halten. Auf demselben Standpunkt stehen die Mitglieder des Rauchklubs „Good gestoppt! (Gut gestopft). Eine andre Gesellschaft nennt sich geradewegs „Die Ahle“, voraus hervorgeht, daß ihr keine Frauen angehören. Noch schärfer charakterisieren sich die „Ahl Grielächer“ (Alte Kritiker, Schalle). Der Rauchklub „Sorgenfrei“, der Wanderklub „Unermüdlisch“, der Sparverein „Gemüthlichkeit“ sind ja recht erllärllich, was aber die „Windhose“ mit einem Kegellub zu thun hat, ist mir ziemlich dunkel. Von jungen Leuten gebildet scheint die Gesellschaft der „Gäzensümmler“ zu sein, denn ihr Zweck ist danach, mit Herzen zu spielen; unklar ist dagegen wieder das „Knalllöche“ (die Peitschenhahn), das sich eine Lotteriegesellschaft als Namen ausertoren hat.

**bt. Bakterien als Luftreiniger.** Im allgemeinen sind die Bakterien, die überall in der Luft verbreiteten Spaltpilze, nicht gerade Freunde des Menschen, sondern gelten um so mehr als gefürchtete Feinde, als sie wegen ihrer mikroskopischen Kleinheit sich der unmittelbaren Wahrnehmung entziehen, so daß wir ihrem heimtückischen Angriff fast schutzlos preisgegeben sind. Zwar bewirken die Gärungs- und Fäulnisreger unter ihnen eine beständige Reinigung des Bodens und der Gewässer, die für die Landwirtschaft und die Hygiene von großer Bedeutung sind; aber wir denken bei den Bakterien meist weniger an diese wohlthätigen Mikroben als vielmehr an die zahlreichen Krankheits-erreger, Cholera bacillus, Typhus bacillus, Tuberkel bacillus und so viele andre, die beständig unser Leben feindlich bedrohen. Da ist es denn recht angenehm, zu hören, daß auch in der Luft unter der uns umgebenden Welt des Kleinen gute Freunde vorhanden sind. Aus Holland kommt die Nachricht, daß zwei Forscher, Beijerinck und van Delden, einen Bacillus entdeckt haben, der aus der atmosphärischen Luft seine Nahrung an Kohlenstoff bezieht. Dieser Bacillus zersetzt aber nicht, wie man wohl meinen könnte, die in der Luft stets enthaltene Kohlen säure, wenigstens zeigten eingehende Versuche, daß Bacillen-Kulturen, denen reine Luft und etwas Kohlen säure zugeführt wurde, nicht wuchsen; er entzieht den Kohlenstoff vielmehr einer oder mehreren andern kohlenstoffhaltigen Verbindungen, die nur als Verunreinigungen in der Luft enthalten sein können. Daß solche Verbindungen in der atmosphärischen Luft vorhanden sind, wurde schon vor 40 Jahren von dem Botaniker Karsten festgestellt und im vorigen Jahre für die Luft der Pariser Boulevards von einigen französischen Forschern aufs neue bestätigt. Auf die Einzelheiten der Ernährung des Bacillus, den seine Entdecker B. oligocarbophilus (d. i. Kohlenliebhaber) nennen, können wir nicht eingehen; interessant ist er besonders dadurch, daß er als „Luftreiniger“ seinen „Luftverpefenden“ Verwandten gegenübertritt und uns dadurch den Kampf ums Dasein nicht erschwert, sondern erleichtert.

**Kulturgeschichtliches.**

— Ueber das Bier im Mittelalter entnimmt die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ dem Buch „Westfälisches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ von Georg v. Detten folgende interessante Angaben: Die ersten Anfänge der Bierbereitung in Westfalen führen auf die Klöster zurück. Schon der Umstand, daß die ältesten Statuten, welche dem Kloster Corvey an der Weser von dem Mutterkloster an der Somme gegeben wurden, bereits das Malz und den Hopfen erwähnen, läßt vermuten, daß nicht bloß der Anbau dieser Artikel, sondern auch deren Verwendung zur Herstellung jenes schmackhaften

Getränkes, also bereits im Jahre 822 aus dem nördlichen Frankreich an die Weser gekommen ist. Aus der Zeit aber, als Bischof Erpno von Münster 1090 das Kloster Fredenhorst reformierte, weiß man, daß dort, abgesehen vom Met, bereits drei verschiedene Sorten Bier hergestellt wurden. In dem Domnonasterium zu Paderborn gehörten ferner 1/2 Krug Bier und 1/4 Maß Met zu dem Deputat der Insassen. Dem Vogte des Klosters Grafschaft mußte, wenn er sein Placitum hielt, nach dem Stiftungsbriefe des Erzbischofs Anno von 1072 unter anderm ein Ohm Bier und so viel Met, als von dem Viertel einer Urne Honig bereitet wurde, dargereicht werden. Das Bier als gewöhnlicher Hausstrunk war aber schon früh verbreitet, und der Brautessel fehlte in keiner Wirtshaus. Das erforderliche Malz wurde von den Hofeshörigen bereitet, und wie der Ausbruch „ein Bier“, so bezeichnet auch „ein Malz“ in den Urkunden eine bestimmte Zahl Maße oder Seidel. Beides kam als Abgabe vor. Eine Frau Imula, welche ihr Eigen der Paderborner Kirche übergeben hatte, erhielt vom Bischof Meinwerk unter anderm jährlich „ein volles Bier“, und in einer andern Urkunde Kaiser Konrads von 1147 kommen für das Stift zu Herford vor: 20 Seidel Met, 20 Seidel gehonigten und 60 ungehonigten Bieres. Kamentlich in den Klöstern wurde im Frühjahr Märzenerbier gebraut, wozu außer Malz auch Weizen verwandt wurde. Man trank das Bier aus zinnernen Kannen oder irdenen Krügen, die aus größeren, meist hölzernen Gefäßen, sogenannten Teuten oder Töten gefüllt wurden. Versagte der Hausstrunk, das eigene Gebräu, so holte man Bier teutenweise vom Birt; die Teut faßte 3 Quart, und es kostete das Quart im Jahre 1517 zwei Heller. In der Herberge schoben die jungen Leute wie heute Regel, welches Spiel wir schon im 14. Jahrhundert und später erwähnt finden. Für den Bierverschand und für die Aus- und Einfuhr wurde eine Bieraccise oder Bierpennig erhoben; auch waren die von einer Stadt abhängigen kleinen Orte meistens verpflichtet, das Schenkenbier nur aus der Stadt zu beziehen. In Brilon führte man 1448 die Biersteuer zur Verbesserung der städtischen Finanzen ein. In Horshusen (Marsberg) mußten die Weiber, welche Bier öffentlich feil hielten, schon im 12. Jahrhundert dem dortigen Corveyschen Beamten 6 Schillinge entrichten, und nach den städtischen Statuten Brilons aus dem 13. Jahrhundert durfte der Rat der Stadt nur Bürgern erlauben, Bier zu schenken.

**Humoristisches.**

— Aberglaube. Herr Schröder will eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Aberglaubens begründen und hat zu diesem Zweck eine Anzahl geistesstarker Bekannter zu einer konstituierenden Versammlung eingeladen.

Ein Mitglied: „Na, nun sind wir ja vollzählig und könnten anfangen; Herr Schröder, übernehmen Sie doch den Vorsitz.“

Der Einberufer: „Ich warte nur noch auf meinen Bruder, dann beginnen wir.“

Das Mitglied (sehr bestürzt): „Herrsch, dann sind wir ja dreizehn!“

— Vor dem Friedensrichter. „Wie kamen Sie dazu, den Herrn Bierhuber einen Temperenzler zu schimpfen?“

„Das hat seinen Grund, über andre Schimpfworte, wie z. B. D hse und K a m e l, ärgerte er sich nämlich nicht!“

(„Luftige Blätter.“)

**Notizen.**

— Das Berliner Theater wird als erste Nobität der Saison Björnsons Lustspiel „Geographie und Liebe“ bringen.

— Tolstoj's „Auferstehung“, in der Dramatisierung von Henri Bataille, wird am 12. September im Lessing-Theater aufgeführt.

— „Ein unpraktischer Arzt“ heißt ein neuer Einakter von Alfred Schmajow; das Stück wird in diesem Winter an einer Berliner Bühne erstmalig in Scene gehen.

— Drei Einakter in schlesischer Mundart von Ludwig Sittenfeld sind vom Breslauer Lobetheater zur Aufführung angenommen worden.

— Ludwig Fuld's neues Stück „Novella d'Andrea“ wird erstmalig im Wiener Burgtheater gegeben werden.

— Die ständige Ausstellung im Künstlerhause (Bellevuestr. 3) wird am 6. September wieder eröffnet.

— Preisaus schreiben der Wiener Urania: 1. Eintausend Kronen für den besten Urania-Vortrag aus den Gebieten der Naturwissenschaften und der Technologie (auch Land- und Forstwirtschaft). 2. Fünfhundert Kronen für den besten Vortrag aus dem Gebiete der Rechtspflege der Gegenwart oder Vergangenheit. 3. Dreihundert Kronen für den besten Vortrag aus dem Gebiete der Technologie oder Gewerbeteknik.

— Die Vorträge sollen der Dauer von ungefähr einer Stunde entsprechen und mit 80—100 Projektionsbildern illustriert werden. Letzter Einlieferungstermin ist der 2. Januar 1904.

— Ein Kieisonorar. Aus New York wird berichtet: 900 000 M. für 100 Vorlesungen aus Shakespeare und andren Dichtern in einer amerikanischen Tournee hat Maurice Grau Mme. de Rabarro geboten. Die Künstlerin hat das Anerbieten noch nicht endgültig angenommen.